

Miguel Syjuco

\*

# DIE ERLEUCHTETEN

Aus dem Englischen  
von Hannes Riffel

Klett-Cotta

Hinweis: Die deutsche Übersetzung des Gedichts von Walt Whitman auf S. Seite 137 wurde dem Band »Grasblätter«, erschienen 2009 im Hanser Verlag und übersetzt von Jürgen Bröcan, entnommen.

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Ilustrado«  
im Verlag Farrar, Straus and Giroux, New York

© 2010 by Miguel Syjuco

Für die deutsche Ausgabe

© 2011 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Lektorat: Astrid Roth, Köln

Printed in Germany

Schutzumschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung eines Designs von © Gray 3/8

Gesetzt aus der Greta in den Tropen Studios, Leipzig

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-93891-3

*Für meine Geschwister: J, C, M, C und J.  
Und natürlich für Edith.*



Da der Autor während der Recherchen zu diesem Buch wiederholt Warnungen erhalten hat, erklärt er hiermit, dass alle Ähnlichkeiten, die Sie zwischen Protagonisten und lebenden oder toten Personen zu erkennen glauben, entweder rein zufälliger Natur oder Ihrem schlechten Gewissen geschuldet sind.

— Nach der erhalten gebliebenen Titelseite von  
Crispin Salvadors *The Bridges Ablaze*



# PROLOG

»Der Panther lauert nicht länger in fremden Schatten – er ist nach Hause gekommen, um zu ruhen. Die Grabinschrift von Crispin Salvador besteht, passenderweise und auf seinen Wunsch hin, nur aus seinem Namen.«

– Aus einer anonymen Todesanzeige in  
*The Philippine Sun* (12. Februar 2002)

Als das Leben des Schriftstellers, das im Zeichen von Literatur und Verbannung stand, an jenem namenlosen Februar-morgen seine außerplanmäßige Endstation erreichte, stand dieser kurz davor, das umstrittene Buch abzuschließen, auf das wir alle gewartet hatten.

Sein Leichnam war einem chinesischen Fischer auf dem Hudson ins Netz gegangen. Seine zerschlagenen Arme öffneten sich der jungfräulichen Morgenröte – wie bei Christus, hatte jemand in der Heimat sarkastisch gebloggt. Ein ausgeleierter Slip und Hosen von Ermenegildo Zegna waren ihm bis auf die Knöchel gerutscht, beide Schuhe verloren gegangen. Eine Krone aus Blut schmückte die hohe Stirn, die ein Brecheisen oder ein Strompfeiler oder eine Eisscholle zertrümmert hatte.

Wie im Traum stand ich an jenem Nachmittag in der schneidenden Kälte vor dem gelben Absperrband der Polizei, das die Wohnung meines toten Mentors im West Village abriegelte. In der Gerüchteküche kochte es bereits: Das NYPD hatte sein Zuhause in großer Unordnung vorgefunden; Beamte in Zivil füllten zahlreiche Plastikbeutel mit sonderbaren Beweismitteln; Nachbarn berichteten, sie hätten in der

Nacht Schreie gehört; die alte Dame von nebenan sagte, ihre Katze habe sich geweigert, unter dem Bett hervorzukommen. Die Katze, so betonte sie, sei schwarz.

Ermittler versicherten rasch, es gäbe keine Hinweise auf ein Verbrechen. Vielleicht erinnern Sie sich, den Fall in den Nachrichten gesehen zu haben, auch wenn in den Monaten nach dem 11. September 2001 nur sehr kurz darüber berichtet wurde. Erst viel später wurde Salvador in den westlichen Medien etwas ausführlicher erwähnt – wenn es denn sonst nichts Wichtiges gab: ein kurzes Feature im Kulturteil der *New York Times*<sup>1</sup>, ein Beitrag in *Le Monde*<sup>2</sup> über Einwanderer in Paris, die nicht aus ehemaligen französischen Kolonien stammen, und eine unwesentliche Anspielung am Ende eines Artikels in der *Village Voice* über berühmte New Yorker Selbstmorde<sup>3</sup>. Danach nichts mehr.

In seiner Heimat auf den Philippinen war Salvadors plötzliches Verstummen sofort von beiden politischen Lagern kritisch seziert worden. Es kam zu einem Schlagabtausch zwischen der *Philippine Gazette* und der *Sun* auf der einen und der *Manila Times* – Salvadors Hausblatt – auf der anderen Seite, bei dem über die literarische und die gesellschaftliche Bedeutung des Schriftstellers für unser erschöpftes Land gestritten wurde. Für die *Times* war durch den Tod ihres Kolumnisten die Hoffnung auf eine literarische Renaissance des Landes gescheitert. Die *Gazette* hielt dagegen, Salvador sei kein »authentisch philippinischer Autor«, weil er größtenteils auf Englisch geschrieben habe und nicht »von derselben Sonne gebräunt« worden sei »wie die Massen«. Die *Sun* schrieb, Salvador sei zu mittelmäßig gewesen, um einen

1 Natalia Diaz: »Filipino Footnote«, in: *The New York Times*, 6. Mai 2002.

2 Carla Lengellé: »Les guérilleros de Paris: de Hô Chi Min à Pol Pot«, in: *Le Monde*, 22. Juli 2002.

3 Anton Esteban: »Grand Central Terminus«, in: *The Village Voice*, 15. August 2002.



Mord wert zu sein. Selbstmord, so nahmen alle drei Zeitungen an, sei deshalb eine plausible Erklärung.

Als die Nachricht von dem verschollenen Manuskript auftauchte, war es mit jeglicher Ausgewogenheit in der Berichterstattung vorbei. Die Legende von dem unvollendeten Buch hatte sich über zwei Jahrzehnte lang gehalten, und so fand sein Verschwinden einen größeren Nachhall als der Tod seines Verfassers. In den Blogs wurden zahllose schadenfrohe Mutmaßungen über den Verbleib des Manuskripts angestellt. Die Intellektuellen, darunter zuvorderst die Berufsjournalisten, verloren jegliche Objektivität. Viele bezweifelten, dass das Manuskript überhaupt existierte. Die Wenigen, die daran glaubten, taten es als gesellschaftliches wie auch persönliches Gift ab. Fast alle waren sich einig, dass ein Zusammenhang zwischen dem Buch und Crispins rätselhaftem Ende bestand. Und so wurde jede noch so banale Kleinigkeit, die im Laufe der Mordermittlungen ans Tageslicht kam, bedeutungsvoll. Innerhalb der schreibenden Zunft kursierte das Gerücht, Salvadors Pfeife sei von der Polizei gefunden worden und ihr Inhalt habe noch gequalmt. Es hieß, er habe vor langer Zeit ein Kind gezeugt und im Stich gelassen, und deswegen hätten ihn Schuldgefühle schließlich in den Wahnsinn getrieben. In einem angesehenen Blog gab es einen Eintrag mit dem Titel »Anus Horribilis«, in dem behauptet wurde, aus dem Rektum des Leichnams sei kaltgepresstes Olivenöl getropft. Ein anderes Blog mutmaßte, Salvador sei überhaupt nicht tot: »Tot oder lebendig«, schrieb Plaridel3000, »wer würde schon den Unterschied merken?« Von Salvadors Kollegen und Bekannten – richtige Freunde hatte er nicht – stellte keiner den Selbstmord in Frage. Nach zwei Wochen voller Spekulationen war jedermann froh, die ganze Sache vergessen zu können.

Mich überzeugte das alles nicht. Niemand wusste, was

ich wusste. Salvadors großes Comeback war gescheitert; das Meisterwerk, das ihm zu erneutem Ruhm verholfen hätte, war auf rätselhafte Weise verschwunden und der tote Ballast der Kontroversen in seinem Sarg begraben. Die einzige verbleibende Gewissheit war das typische Durcheinander, das die Hinterbliebenen immer erben – Ordner, die in Kisten gepackt werden mussten, Kisten, die geordnet werden mussten. Krempel, der sich im Laufe eines ganzen Lebens angesammelt hatte, sollte nun am Montagmorgen für die Müllabfuhr rausgestellt werden. Auf der Suche nach dem Manuskript von *The Bridges Ablaze* durchkämmte ich die Wohnung. Ich wusste, dass es existierte. Ich hatte gesehen, dass er an seiner Schreibmaschine daran gearbeitet hatte. Er hatte bei vielen Gelegenheiten mit einem verschmitzten Unterton davon gesprochen. »Ich bleibe deshalb so lange im Exil, um *TBA* schreiben zu können«, hatte Salvador gesagt, als er das Buch zum ersten Mal erwähnte, und die Knochen der Hühnerfüße ausgespuckt, die wir in einem Kellerrestaurant in der Mott Street aßen. »Findest du nicht auch, dass es Dinge gibt, die einfach gesagt werden müssen? Ich möchte den Schleier lüften, hinter dem sich die Frevler verbergen. Sie auf den Stufen des Tempels bloßstellen. Wirklich und wahrhaftig, alle Verantwortlichen. Die selbstsüchtigen Lobbyisten und Traditionalisten. Die vollklimatisierte Forbes-Park-Aristokratie. Die aufgeblasenen Kleptokraten, die vergessen haben, wo sie herkommen. Die Diözesen und ihre heuchlerische Kirche. Sogar dich und mich. Wir alle wollen etwas von dem Kuchen abhaben.« Von dem Manuskript übrig geblieben waren nur Brosamen: die Titelseite und zwei lose Blätter mit Stichpunkten, die sich vergessen zwischen den Seiten seines zerfledderten *Roget's Thesaurus* fanden. Die Arbeit von zwanzig Jahren war verschwunden – eine nicht vorstellbare Anzahl von Recherchen, die die generationenübergreifenden

Verbindungen der philippinischen Elite zu Vetternwirtschaft, illegalem Holzschlag, Glücksspiel und Korruption aufdeckten und entwirrten, von den damit in direktem Zusammenhang stehenden Sünden ganz zu schweigen. »Alle Verbrechen der Menschheit«, hatte Salvador gesagt und einen Knochen auf den pyramidenförmigen Haufen in seiner Schüssel gespuckt, »sind nur Spielarten des Diebstahls.«

Ich bin der Meinung, dass der auffällige Mangel an Hinweisen merkwürdiger ist als das Chaos der häuslichen Kulisse, aus der Salvador unter mysteriösen Umständen verschwunden war. Ockhams Rasiermesser ist stumpf. Jede Faser meines Körpers wehrt sich gegen die Vorstellung, Salvador könnte sich umgebracht haben. Als ich später durch seine Wohnung lief, sah ich, dass seine guignetgrüne Underwood-Schreibmaschine mit einer leeren Seite geladen war; die Gegenstände auf seinem Tisch waren so angeordnet, dass man sofort mit dem Schreiben hätte loslegen können. Wie sollte er es bis zum Fluss geschafft haben, ohne an seinem Gewissen vorbeizukommen, das ihm aus jenem venezianischen Spiegel im Flur entgegenblickte? Dort hätte er gesehen, dass noch viel zu tun war.

Salvador war weder mutig noch feige genug, um seinem Leben ein Ende zu setzen. Die einzige Erklärung lautet, dass der Panther der philippinischen Literatur mitten im Sprung ermordet wurde. Allerdings wurde kein blutiger Kandelaber gefunden. Nur mehrdeutige Hinweise in den Überresten seines Manuskriptes. Auf den beiden Seiten mit den Notizen fanden sich die Namen des Industriellen Dingdong Chango jr.; des Literaturkritikers Marcel Avellaneda; des ersten muslimischen Oppositionsführers Nuredin Bansamoro; des charismatischen Predigers Reverend Martin; und einer gewissen Dulcinea.

\*

Dass Sie sich vielleicht nicht an Salvadors Namen erinnern, zeigt, wie abgrundtief er gesunken ist. Zwei Jahrzehnte lang währte sein Ruhm, und sein Werk stand für eine ganze Nationalliteratur, auch wenn es diese nie repräsentieren wollte. Salvador ließ die philippinische Literatur in hellem Licht erstrahlen und trug den Glanz hinaus in die Welt. Lewis Jones schrieb im *Guardian*: »Der lyrische Rokokostil und die überbordenden Beschreibungen, die Herrn Salvadors Prosa auszeichnen, täuschen nicht darüber hinweg, dass sein Werk ein schmerzhaft ehrliches Bild der psychosozialen Brutalität, der realen körperlichen Gewalt und der Hybris zeichnet, die in seinem Heimatland allgegenwärtig sind ... Seine zentralen Werke werden immer aktuell bleiben.«<sup>4</sup> Salvadors Leben war in seinen besten Zeiten von Genialität und intellektueller Provokation geprägt, einer Vorliebe für Bilderstürmerei und einer Neigung zu schonungsloser Offenheit trotz düsterer Zeiten. Er wurde zeitlebens als Geheimtipp gehandelt. »Schon in ganz jungen Jahren, als ich mir langsam meiner selbst bewusst wurde, hörte ich immer wieder, wie begabt ich doch sei«, schrieb er in seinen Erinnerungen *Autoplagiarist*<sup>5</sup>. »Den Rest meines Lebens habe ich mich bemüht, den Erwartungen gerecht zu werden, die andere, aber vor allem ich selbst, an mich stellten.«

Dieser Druck und die starke Überzeugung, ein Leben führen zu wollen, über das es sich zu schreiben lohnte, bescheren ihm viele Rollen und zahlreiche Abenteuer. Seine Autobiografie las sich wie ein »Who's Who« künstlerischer und politischer Ikonen, so dass sich manche Leser fragten, ob es

4 Lewis Jones: »The Salvador of Philippine Literature«, in: *The Guardian*, 21. September 1990.

5 Crispin Salvador, *Autoplagiarist* (Manila: Passepartout Publishing, 1994). [Bis dato sind - kürzere Texte ausgenommen - keine deutschsprachigen Ausgaben von Salvadors Werk erschienen, weshalb die vorliegende Übersetzung bei den eingeführten Titeln der Originalausgaben bleibt. A. d. Ü.]

sich nicht um einen Roman handelte. »Ich habe nahezu alle meiner neun Leben gelebt«, schrieb Salvador. Sein Werk zog reichlich Inspiration aus diesen Leben und schmückte sie aus: seine Kindheit und Jugend als Sohn eines Zuckerplantagenbesitzers; die sentimentale Reise nach Europa; Abende am Mittelmeer, wo er mit Porfirio Rubirosa Frauen nachstellte oder mit Lawrence Durrell Zivania trank; sein kometenhafter Aufstieg als junger Reporter nach seinen sensationellen Enthüllungen; das Training mit kommunistischen Guerilleros im Dschungel von Luzon; der Streit mit dem Ehepaar Marcos während eines Abendessens im Malacañang Palace. Der Zirkel einflussreicher Künstler, den Salvador mitbegründet hatte – die *Cinco Bravos* –, beherrschte die philippinische Kunstszene über Jahre hinweg. Dafür verantwortlich, dass Salvadors Leben überirdische Züge annahm, waren allerdings die heimischen Intellektuellen mit ihren internen Auseinandersetzungen und ihrem Tratsch. Es wurden unter anderem folgende Geschichten erzählt: Er habe Marcel Avelaneda die Narbe im Gesicht bei einem Balisong-Duell zugefügt; während einer Gartenparty bei George Plimpton habe er sich, betrunken und in aller Heimlichkeit, in die Schüssel mit der Meeresfrüchtesuppe übergeben; er habe nackt einen Tango im Mondschein getanzt, und zwar – je nachdem, wer die Geschichte erzählt – mit Germaine Greer, Virgie Moreno oder einer Schneiderpuppe auf Laufrollen; Salvador soll sogar nach einem Konzert im Palais Garnier den Dirigenten Georg Solti beleidigt haben (es wird behauptet, er habe dem Maestro die Hand geschüttelt und ihm »in aller Freundschaft« erklärt, am Anfang des zweiten Satzes von »Rach Zwo« hätte er ein wenig danebengelegen. Anmerkung: Leider lässt sich nicht belegen, dass Solti im Garnier jemals das zweite Klavierkonzert dirigiert hätte).

Salvadors Frühwerk – darin stimmen die meisten über-

ein – zeichnet sich durch eine erstaunliche moralische Vitalität aus. Nachdem er 1963 aus Europa zurückgekehrt war, machte er sich mit Reportagen einen Namen, die sich auf die Notlage der Armen konzentrierten. Er verfasste subversive Artikel, die bekanntermaßen der Philosophie seines Vaters widersprachen, der politische Speichelleckerei für den besten Weg hielt, das Allgemeinwohl zu fördern. Mit der Veröffentlichung seines ersten Romans *Red Earth*<sup>6</sup> 1968 wurde Salvador auch in der internationalen Literaturszene bekannt. Die Geschichte des charismatischen Manuel Samson, eines Bauern, der sich von 1946 bis 1954 dem kommunistischen Huk-Aufstand anschließt, erntete viel Lob und wurde später in Kuba und der Sowjetunion übersetzt. (Salvadors eigentlicher erster Roman, *The Enlightened*<sup>7</sup>, drei Jahre zuvor in den Vereinigten Staaten publiziert, wurde bereits vor seinem Erscheinen mit Preisen bedacht, jedoch letztlich dem märchenhaften Medienrummel nicht gerecht. Es ging darin um die Rolle seines Großvaters in der philippinischen Revolution im Jahr 1896 und dem darauffolgenden Krieg gegen die amerikanischen Eroberer – ein Werk, von dem Salvador hoffte, dass es in Vergessenheit geraten würde. Er sagte mir einmal, mit diesem Porträt seines Großvaters habe er »Schuhe geschaffen, die eine Nummer zu groß« für ihn gewesen seien.)

Für seine Enthüllungsgeschichte über die Brutalität der Polizei während des Massakers von Culatingan erhielt der junge Schriftsteller zwar einstimmig die begehrte »Mango de Oro«-Trophäe, doch es war der bahnbrechende Essay in der Ausgabe vom 17. Januar 1969 der *Philippines Free Press* mit dem Titel »Es ist schwer, eine Feministin zu lieben«, der eine heftige Debatte auslöste. Zu seiner eigenen Überraschung geriet Salvador dadurch unvermittelt in das Bewusstsein der

6 *Lupang Pula* (Manila: People's Press, 1968).

7 *The Enlightened* (New York: Farrar, Straus, and Cudahy, 1965).

philippinischen Popkultur. Radio-Talkshows trugen seine Stimme in das ganze Land, wodurch er seine gewählte Aussprache verlor und seine Stimme je nach Aufregung immer schriller wurde; seine schwächliche Gestalt war im Fernsehen zu sehen, wie er, das schwarze, pomadisierte Haar streng gescheitelt, unbekümmert die Beine übereinanderschlug und den anderen Teilnehmern der Podiumsdiskussion – ein zusammengewürfelter Haufen verweichlichter Akademiker und schwabbeliger Aktivistinnen – mit dem Finger drohte. Er diskutierte energisch mit Feministinnen, und manchmal, wenn er zu sehr schäumte und schimpfte, musste sich der Moderator einschalten. Salvador verteidigte seine Arbeiten als »nicht chauvinistisch, sondern realistisch in einem armen Land mit größeren *bêtes noires* als diejenigen, die kürzlich bei dem Symposium ›Aus seiner Geschichte muss ihre Geschichte werden‹ zur Sprache kamen«. Im Oktober 1969 veröffentlichte Salvador in derselben Zeitschrift einen Essay mit dem Titel »Warum sollte ein liebender Gott zulassen, dass wir furzen?« Das brachte ihm den Zorn der katholischen Kirche ein und untermauerte weiter seinen Ruf, ein infamer Intellektueller zu sein.

Salvador verließ Manila 1972, einen Tag, bevor Marcos das Kriegsrecht ausrief. Er hoffte, sich in New York etablieren zu können, aber der Ruhm zierte sich dort mehr, als ihm lieb oder er es gewohnt war. Er lebte in Hell's Kitchen, in einer Einzimmerwohnung ohne Warmwasser, die »so schäbig war, dass nicht einmal mehr das Neonschild vor meinem Fenster anging«. Um über die Runden zu kommen, nahm er einen Job im *Petite and Sweet Bakeshop* in Greenwich Village an. Nachts schrieb er Kurzgeschichten, von denen manche in kleinen Zeitschriften wie *Strike, Brother!* und *The Humdrum Conundrum* abgedruckt wurden. Seinen nächsten größeren Erfolg feierte er mit der Veröffentlichung seiner Erzählung

»Matador« im *New Yorker* vom 12. März 1973, ein Text, der dem Chefredakteur des Magazins, William Shawn, dem Vernehmen nach »nicht missfiel«, der jedoch deshalb ausgewählt worden war, weil er einen Bezug zum fortdauernden Krieg in Vietnam hatte. »Matador«, eine Allegorie auf den Tribut, den der Neokolonialismus fordert, stützt sich auf Erfahrungen, die Salvador in seiner Jugend als Banderillero in Barcelona gemacht hatte. Darin werden die Vereinigten Staaten als der Matador und die Philippinen als der tapfere, aber letztlich dem Untergang geweihte Stier »Pitoy Gigante« dargestellt.<sup>8</sup> Nach diesem Erfolg hatte Salvador gehofft, dass sich ihm Türen öffnen würden, die ihm bisher verschlossen gewesen waren, aber seine Anfragen bei Agenturen und Verlagen wurden nur zögerlich und abschlägig beantwortet; wenn er allerdings einen Roman anzubieten hätte, so hieß es immer wieder, bestünde durchaus Interesse. Er fing an, an einem neuen Manuskript zu arbeiten. Ein Buch, das eine Vivisektion der Einsamkeit versuchte und das unbezeugte Ertrinken eines engen Freundes zum Anlass nahm, die Auswirkungen, die dieser Todesfall auf die Familie Salvador hatte, zu untersuchen.

Im Mai 1973 stürzte sich Salvador in eine stürmische Beziehung mit Anita Ilyich, einer Ballerina aus Weißrussland, einer Disko-Königin und frühen Verfechterin eines freizügigen Lebenswandels. An einem regnerischen Herbstmorgen geriet das Paar nach einer Party im *Loft*, angeblich unter dem Einfluss zu vieler Gimlets und Quaaludes, auf dem Broadway vor dem Haus, in dem David Mancuso wohnte, in einen Streit, der an theatralischer Eifersucht kaum zu überbieten

8 Die Erzählung ist berühmt geworden, weil sie die erste Geschichte eines philippinischen Autors in diesem Magazin ist - nach Carlos Bulosans »The End of War« in der Ausgabe vom 2. September 1944. Marcel Avellaneda hat »Matador« als »übertrieben ernsten unechten Ernest« bezeichnet - als »ein Kapitel, das klugerweise aus *Fiesta* gestrichen wurde«.



war. Salvador, in der festen Überzeugung, es handelte sich »nur um eine von diesen kleinen Kabbeleien«, ging ein wenig spazieren, um sich zu beruhigen. Als er schließlich nach Hause kam, lagen seine sämtlichen Sachen triefend nass auf dem Bürgersteig, darunter die durchscheinend aufgeweichten Seiten seines fast vollendeten Romans.

An jenem Nachmittag verließ Salvador New York und machte sich auf den Weg nach Paris, eine Stadt, die er während seines Universitätsstudiums häufig besucht hatte. Er schwor den Frauen wie der Literatur ab, richtete sich in einer *chambre de bonne* im Marais häuslich ein und arbeitete als Gehilfe des Gehilfen eines Konditors. Bald schon brach er seinen Eid, sich den Tröstungen des sanfteren Geschlechts zu enthalten, aber es sollte noch zwei ganze Jahre dauern, bevor er sich wieder der Literatur zuwandte. Schließlich brachten ihn sowohl Armut als auch seine Rastlosigkeit im Sommer 1975 dazu, wieder zu schreiben; er war freiberuflich für die *Manila Times* und die *International Herald Tribune* tätig und begann, an einem Manuskript zu arbeiten, aus dem sein populäres *Europa-Quartett* (*Jour, Night, Vida und Amore*)<sup>9</sup> werden sollte. Nacheinander zwischen 1976 und 1978 geschrieben, schildert das Quartett das Leben eines jungen Mestizen, der sich in den 1950ern in Paris, London, Barcelona und Florenz herumtreibt. Hausfrauen in drei Ländern waren begeistert.

Von seinem plötzlichen Erfolg gestärkt, kehrte Salvador regelmäßig für Recherchen auf die Philippinen zurück; er nahm an Podiumsdiskussionen teil, hielt Wahlreden und arbeitete mit anderen Künstlern zusammen. 1978 schrieb er die erste von zahlreichen Folgen von *War & Piss*, seiner wöchentlichen Kolumne in der *Manila Times*. Sein erst seit kurzem nicht mehr lieferbarer Reiseführer *My Philippine Islands*

9 *Jour, Night, Vida und Amore* (New York: Grove Press, 1977-1981).

(with 80 color plates)<sup>10</sup> wurde von *Publisher's Weekly* trotz seiner unverfrorenen Subjektivität als »das definitive Buch über das philipinische [sic] Volk« bezeichnet und weiter als »äußerst unterhaltsam und mutig, voller anschaulicher Anekdoten, die von den intimen Kenntnissen eines Einheimischen zeugen ... Es verortet das tropische Land im Kontext der übrigen Welt und entreißt es seiner nicht selten erlittenen Isolation und Exotisierung«. Später, 1982, veröffentlichte Salvador *Phili-where?*<sup>11</sup>, einen satirischen Reiseführer, der den Niedergang seines Landes, einst das »Tor nach Asien« und eine stolze US-Kolonie, bis zur Plutokratie nachzeichnet, die von einem »inkontinenten Despoten« regiert wird. Auf den Philippinen wurde das Buch vom Marcos-Regime verboten und verkaufte sich daraufhin im Ausland recht gut.

Die 1980er – das Jahrzehnt, in dem die Gier des globalen Aktienmarkts immer größer wurde, in dem die Hausfrauen in den engen Stadtrandsiedlungen sich zu wöchentlichen Jane-Fonda-Workouts trafen, in dem Corazon Aquino die Revolution ausrief, um »alle Macht dem Volke« zurückzugeben – bedeuteten für die Philippinen einen neuen Anfang. In diesem Klima moralischer Gegensätze wurde Salvador endlich der Respekt zuteil, nach dem er sich so sehr gesehnt hatte. Er veröffentlichte viel und allerorten. Mit *Dahil Sa'yo (Because of You)*<sup>12</sup> erreichte seine Karriere 1987 ihren Höhepunkt – eine Abrechnung mit der Marcos-Diktatur und scharfe Kritik an den opportunistischen Mitläufern, die Aufstieg und Fall des Paares überhaupt erst möglich gemacht hatten, verkörpert durch Dingdong Changco jr.<sup>13</sup> Salvador ließ die

10 *My Philippine Islands (with 80 color plates)* (New York: Macmillan, 1980).

11 *Phili-where?* (London: Faber and Faber, 1982).

12 *Because of You* (New York: Random House, 1987).

13 Dingdong Changco jr. klagte auf Rufschädigung. Salvador erklärte vor Gericht: »Welche Wahrheiten Sie in meinem Buch auch immer finden mögen, sie sind allgemeingültig.« Dieser Satz ging durch die Weltpresse. 928 Exem-

stürmische Zeit mit Hilfe von Zeitungsausschnitten, Radio- und Fernsehmitschriften, Allegorien, Mythen, Briefen und Vignetten aus den Blickwinkeln verschiedener – echter und erfundener – Protagonisten wiederauferstehen, die Philippinos aus allen Bevölkerungsschichten repräsentierten. Das Buch stand zwei Wochen lang auf den unteren Plätzen der *New York Times*-Bestsellerliste; es erreichte vier Auflagen und wurde in zwölf Sprachen übersetzt. Im Ausland – und folglich auch auf den Philippinen – wurde es von der Kritik begeistert aufgenommen, und Salvador wurde auf die Vorauswahlliste für den Literaturnobelpreis des Jahres 1988 gesetzt. (Später sagte er oft: »Ich bin der erste und einzige Philippino, der für diese kleine Auszeichnung namens Literaturnobelpreis im Rennen war.«<sup>14</sup>) Der Preis wurde Nagib Mahfuz verliehen.

Salvador war, wie andere produktive Autoren mit einer solch außergewöhnlichen Breitenwirkung, derartige Enttäuschungen gewohnt. Das belegen die zahlreichen Rezensionen, die Salvador an seinen Fähigkeiten zweifeln ließen. Kritiker beurteilten seine weniger gelungenen Werke übereinstimmend als weitschweifig, messianisch und unoriginell. (Avellaneda nannte sein Lebenswerk »eine schmutzige Zisterne voller Exkrementen, denen es an Gestaltungskraft mangelt. Ganz objektiv handelt es sich um die Art von Mist, die den Leuten Angst vor dem Ausbruch der Amöbenruhr macht.«) Die denkwürdigsten dieser undenkwürdigen Werke waren: der 43.950 Wörter lange Essay *Tao (People)*<sup>15</sup>, der von Salvador als »Katalog und Hommage an die prächtige Vielfalt unseres Volkes, unsere herrlichen Sitten und Bräuche und

plare waren erst auf den Philippinen verkauft worden waren, als das Buch verboten wurde.

14 Clinton Palanca (Interviewer), *The Paris Review*, Frühjahr 1988.

15 *Tao (People)* (Manila: Passepartout Publishing, 1988).

unsere schönen Frauen« gemeint war; *Filipiniana*<sup>16</sup>, ein ambitionierter, aber auch idiosynkratischer Überblick über die philippinische Literatur in englischer Sprache, der die meisten von Salvadors kürzeren Arbeiten umfasste, aber nur je einen Text von anderen Schriftstellern; und ein episches Langgedicht über Magellans Übersetzer und Kartografen, Antonio Pigafetta, das den Titel *Scholarly Plunder*<sup>17</sup> trug. Versuche, letztgenanntes Werk zu rechtfertigen, indem er es zu der Disko-Oper *All Around the World* umarbeitete, scheiterten auf ganzer Linie.

Am meisten verdross Salvador – sogar noch mehr als Avelanedas Äußerung, sein Leben im Ausland sei »eine Metapher für einen namenlosen Tod« –, dass die Kritiker behaupteten, *Because of You* sei sein literarischer Schwanengesang. Es mehrten sich schließlich Gerüchte über ein umfangreiches Buch, an dem Salvador seit den frühen 1980ern gearbeitet haben sollte: *The Bridges Ablaze*. Salvadors folgende Veröffentlichung überraschte dann die Nation und etablierte ihn als vielgelesenen Autor, lieferte jedoch auch ein weiteres Beispiel für das, was einheimische Rezensenten seine »dürftigen literarischen Fähigkeiten« nannten. *Manila Noir*<sup>18</sup>, der beliebteste seiner Kriminalromane, stellte Antonio Astig vor, einen verwegenen Krimiautor, der in mehreren Mordfällen à la Jack the Ripper ermittelte, denen hübsche Frauen aus Elendsvierteln zum Opfer gefallen waren (die realen Morde machten 1986 und 1987 Furore; die polizeilichen Ermittlungen wurden für Augenwischerei gehalten, und Gerüchten zufolge war der Täter ein prominenter Politiker und »eingefleischter Junggeselle«). *The Bloody Sea*<sup>19</sup>, eine mitreißende

16 *Filipiniana* (Quezon City: Ateneo de Manila University Press, 1990).

17 *Scholarly Plunder* (Manila: Ars Poetica, 1981).

18 *Manila Noir* (Quezon City: University of the Philippines Press, 1990).

19 *The Bloody Sea* (London: Chatto & Windus, 1992).

Seefahrer-Saga von 500 Seiten Länge, die Anfang des 15. Jahrhunderts auf den Philippinen spielt, ließ den heimtückischen chinesischen Piraten Limahong gegen den schneidigen spanischen Kapitän Juan de Salcedo antreten und erwies sich zu Hause wie in Großbritannien als erstaunlich erfolgreich. (Bald kursierten Gerüchte über diverse Fortsetzungen, und Patrick O'Brian ließ sich, zu Salvadors großer Freude, öffentlich zu abschätzigen Äußerungen hinreißen.) Schließlich schrieb Salvador mit dem Ziel, jüngere Philippinos zu erreichen, die Trilogie *Kaputol* («Geschwister») <sup>20</sup>, ein von Magie durchdrungener Stoff in der Jugendbuch-Tradition von Franklin W. Dixon. Dieser dreiteilige Entwicklungsroman erzählt die Abenteuer von Dulcé, einem ausgemachten Wildfang und Anführerin einer Gruppe von Jungen in Quezon City während der Zeit des Kriegsrechts. *Kaputol* wurde zu Salvadors nachhaltigstem Werk – er hatte sich damit in die Herzen einer neuen Generation von Lesern geschrieben.

Diese Lebensphase war zwar produktiv, aber sie hatte keine Tiefe: Salvador stürzte in eine schwere Depression und schlug wahllos um sich, ein Verhalten, das bereits zuvor in guten wie in schlechten Zeiten eifrigen Spott hervorgerufen hatte. Wegen seiner Sammelmanie warf man ihm vor, er sei »ein heimlicher Spießer«. Er war bekannt dafür, Briefe mit violetter Tinte und weit ausladender Handschrift zu schreiben. Als E-Mails aufkamen, begeisterte er sich sofort dafür und begann, lange Hassbriefe an Zeitungen zu schicken, um der Kritik der Redakteure an seiner Kolumne in der *Manila Times* zu entgehen. Dabei ging es ihm um den Egoismus unserer Kultur oder die Hoffnung, dass ausgewanderte Philippinos ihrem Land helfen und es nicht im Stich lassen würden, oder den schlechten Service in den »Aristocrat«-

20 *Kapatid, QC Nights* und *Ay Naku!* (Manila: Adarna House, 1987-1990).

Restaurants und darum, wie sich am Beispiel solcher alter Institutionen der Niedergang einer eher vornehmen Gesellschaft zeigt. Die Zeitungen lehnten es ab, seine Sendschreiben zu drucken, und so sammelte er sie und veröffentlichte sie auf eigene Rechnung in dem Buch *All the News the Papers are Afraid to Print*<sup>21</sup>. Salvadors spitze Zunge ließ auch Gerüchte aufkommen, er sei homosexuell; andererseits wurde er als Frauenheld kritisiert, »der über eine wollüstige Energie verfügt, wie sie sich sonst bei ehemaligen Priestern findet«. Salvadors größter Fauxpas war der Fernsehwerbespot von 1991, der zeigt, wie ihm in einem Arbeitszimmer voller Bücher das Mittagessen serviert wird. Er gießt etwas aus einer kleinen Karaffe über das Essen, wendet sich dann der Kamera zu und spricht die unvergesslichen Worte: »Silver Swan Sojasoße – für alle, die etwas auf sich halten.«

Am 2. Juni 1994 stellte Salvador in der Buchhandlung »La Solidaridad« in Manila sein neuestes Buch vor. Die Veranstaltung war in aller Heimlichkeit vorbereitet worden, und die aufgeregten Beobachter der Literaturszene rechneten mit *The Bridges Ablaze*. Stattdessen enthüllte Salvador *Autoplagiarist*, ein weiteres im Eigenverlag erschienenenes Buch – seine Memoiren und gleichzeitig seine subjektive Geschichte der Philippinen vom Beginn des Zweiten Weltkriegs bis zum Ende des Jahrtausends. Das 2572 Seiten umfassende Werk, vielleicht das ambitionierteste und bestimmt das persönlichste seiner Bücher, brachte ihm wütende Reaktionen ein. Ein philippinischer Kritiker schrieb: »Der ödipale Impuls war offenbar so ambrosisch, dass [Salvador] seinen Vater fickte und seine Mutter tötete.« Ein anderer schrieb: »Der gute alte Crispin hätte besser daran getan, seinen Worten Taten folgen zu lassen und [die Mülldeponie] Smokey Mountain zu

21 *All the News the Papers are Afraid to Print* (Manila: Passepartout Publishing, 1993).

säubern.« Salvadors Literaturagent konnte *Autoplagiarist* bei keinem ausländischen Verlag unterbringen, wodurch letztlich sogar ihre Geschäftsbeziehung in die Brüche ging. Am schlimmsten war, dass der authentische Ton der Autobiografie das angespannte Verhältnis zwischen Salvador und seiner Familie und seinen Freunden in der Heimat endgültig überstrapazierte. Plötzlich war er wirklich ein Verbannter. »Du kannst von Glück reden, dass deine Eltern tot sind«, sagte er einmal zu mir und zog dabei den Läufer und schlug meine Dame. »Die Menschen, die dich lieben, sehen immer nur ihre eigenen Unzulänglichkeiten in deiner Arbeit. Darin liegt die Stärke guter Texte und die Schwäche des menschlichen Egos. Liebe und Ehrlichkeit passen nicht zusammen. Um ein ehrlicher Schriftsteller zu sein, muss man die Heimat aufgeben und ein einsames Leben führen.«

Nachdem all seine Verbindungen gekappt waren, ließ sich Salvador dauerhaft in New York nieder. Es folgte eine Zeit tiefen Schweigens. Er verfasste keine Zeitungskolumnen mehr. Er gab das Schreiben auf. Dass er einen guten Ruf als Lehrer erlangte, spricht für seine Robustheit, die typisch für Philipinos ist. Wie er in *War & Piss* immer wieder betonte: »Wenn das Leben dir immer nur Zitronen vorsetzt, dann sag dem Dienstmädchen, es soll Limonade daraus machen.«

Vieles in seinem Leben war ungewiss, und so ist es gut möglich, dass das auch auf das Folgende zutrifft. Kurz nachdem er die letzte vernichtende Besprechung von *Autoplagiarist* ausgeschnitten und in eine Sammelmappe geklebt hatte, ging Salvador in den frühen Morgenstunden eines Sommertages hinunter zum Hudson River und verbrannte alle Notizen sowie seine Tagebücher in einer öffentlichen Mülltonne. Zwei Polizisten kamen zufällig vorbei, als er sich in die Feuersbrunst erleichterte. »Ich versuche nur, es zu löschen«, erklärte er ihnen. Salvador wurde aufs Revier gebracht und

zweier Ordnungswidrigkeiten angeklagt – Trunkenheit und öffentlichen Urinierens. Irgendwie gelangte dieses Ereignis in die Zeitungen von Manila und entlockte denjenigen, die sich an Salvador erinnerten, wie sonst immer auch ein Kichern.

In jenem Feuer allerdings, so erzählte mir Salvador später, hatte er wiederentdeckt, wie es war, vom eigenen Zorn berauscht zu sein und Trost in der Zerstörung zu finden. Am folgenden Morgen saß er, von einem beängstigenden Eifer erfüllt, erneut an seinem Schreibtisch. Aus einer abgeschlossenen Schublade hatte er drei schwarze Kartons hervorgeholt; sie enthielten das unvollendete Manuskript von *The Bridges Ablaze*.

\*

Am Ende der ersten Woche im letzten Februar machte sich Salvador auf den Weg in die Heimat. Grund seines Besuches, des ersten seit Jahren, war die Verleihung des Dingdong Changco sr. Memorial National Literary Lifetime Recognition Prize oder, wie der Preis weithin genannt wurde, des DCSMNLLRP. An dem Nachmittag, als Salvador in Manila eintraf, nahm er ein spätes Mittagessen im »Aristocrat«-Restaurant ein und ging dann auf die Toilette, um sich umzuziehen. Vor dem Spiegel rückte er den Kragen seines förmlichen Barong zurecht und übte seine Rede. Draußen regnete es stark, und er nahm ein Taxi ins »Cultural Center of the Philippines«. Das Publikum bestand aus der alten Garde, zum meist Mitglieder und Funktionäre der PALS, der »Philippine Arts and Letters Society«. Sie lehnten sich auf ihren Plastikstühlen zurück, lächelten selbstgefällig, die Mienen heiter und zufrieden, als befänden sie sich auf einem lang erwarteten Begräbnis. (Der DCSMNLLRP wird traditionell an Schriftsteller am Ende ihrer Karriere vergeben.) Salvador eilte die



Treppe hinauf, schüttelte Hände, ließ sich mit Furio Almondo, dem stellvertretenden Vizepräsidenten der PALS, fotografieren und trat aufs Podium. Voller Bewunderung betrachtete er seine Goldmedaille – ein kunstvoll verzierter Ring aus Sterlingsilber. Er schenkte sich ein Glas Wasser ein und trank es aus. Schließlich ergriff er das Wort. »Literatur«, erklärte er, »ist eine ethisch riskante Angelegenheit. Literatur ist eine moralische Entscheidung. Eine gefährvolle Übung, immer am Rande des Scheiterns. Literatur sollte Klagen anstimmen, denn die Welt ist voller beklagenswerter Zustände. Lassen Sie uns offen sprechen, schließlich sind wir hier unter uns. Sie beklagen, dass ich, so sagen Sie, gescheitert bin. Ich bin aber nur gescheitert, weil ich mehr zu erreichen versucht habe, als irgendeiner von Ihnen je gewagt hat.« Die Zuschauer buhten und johlten plötzlich, fingen dann an zu brüllen, als wären sie bei einer Kreuzigung. »Ich nehme diesen Preis an«, fuhr Salvador fort, wobei er schreien musste, um sich Gehör zu verschaffen, »als Vorschuss auf das, was ich noch vollbringen werde. Nächstes Jahr werde ich mein langerwartetes Buch veröffentlichen. Dann werden Sie sehen, wie es um unsere gemeinsame Schuld bestellt ist.« Aus den Buhrufen wurde Gelächter. »Die Geschichte wird von Märtyrern verändert, die die Wahr...« Das Mikrofon wurde abgeschaltet.

Der Schriftsteller schritt durch das Publikum und verließ das Gebäude. Als ihn niemand mehr sehen konnte, rannte er los, stürzte Hals über Kopf in den sintflutartigen Regen hinaus. Noch am selben Abend erwischte er einen Flug über Narita, Detroit und Newark nach New York. Er war gerade noch dem für diese Jahreszeit untypischen Supertaifun entkommen, der weite Teile der Stadt überschwemmen sollte. Ich sah ihn am Morgen seiner Ankunft, einen Tag vor Valentinstag – ich besuchte ihn unter dem Vorwand, ich müsste ihm

von den verpassten Seminaren eine Mappe mit Essays der Studenten bringen. Nass und dreckig saß er in seinem Arbeitszimmer, dabei jedoch bester Laune, und hackte auf seine Schreibmaschine ein. Es klang wie Maschinengewehrfeuer. Er hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, seinen ruinierten Barong auszuziehen. Und neben ihm lag: die *Philippine Sun* vom Vortag. Die Geburts- und Todesanzeigen waren aufgeschlagen. Zwar hatte die Internetseite der Zeitung einen Widerruf gebracht, in dem ein Praktikant dafür verantwortlich gemacht wurde, dass Crispins fertig vorliegender Nachruf abgedruckt worden war, trotzdem konnte man das selbstzufriedene Kichern hören, das der westliche Passat um die halbe Welt wehte. Ich wusste nicht, wie Crispin es aufgenommen hatte, also fragte ich ihn, ob er einen guten Flug gehabt hatte. Und was ihn so auf Touren gebracht hätte. Crispin schenkte mir ein strahlendes Lächeln. »Tod«, sagte er, »in Manila. Ich habe wohl nichts mehr zu verlieren.«

Das war das vorletzte Mal, dass ich ihn gesehen habe.

Dann Schweigen, allzu bald für einen Menschen, dessen ärgster Feind das Schweigen war.

Wenn unsere größte Furcht darin besteht, einsam und vergessen zu sterben, dann wird die Gewalt, die die Zeit jedem von uns antut, immer stärker sein als die dunklen Wellen jedweden Flusses. Dieses Buch nimmt deshalb die schwere Bürde auf sich, das verlorene Leben eines Mannes nachzuzeichnen, und ist den möglichen Verlockungen auf der Spur, die der Tod stets bereithält. Die zersplitterten Tatsachen sind hier zu Ihrer Begutachtung zusammengetragen, wie bei einem zerbrochenen Spiegel, dessen letztes Bruchstück gewaltsam an die ursprüngliche Stelle gedrückt wird.

— Miguel Syjuco, auf dem Weg nach  
Manila, am 1. Dezember 2002

# 1

Eine schäbige Holztruhe im Schlafzimmer, deren Intarsien sich ablösen und deren Schlüssel sich schließlich in einer verriegelten Schreibtischschublade findet. Darin: ein Tagebuch aus jüngster Zeit (orangefarbener Veloursledereinband, der durch die Nutzung zu einem glatten Karamell geworden ist [darin: Übersetzungen, Rätsel, Witze, Gedichte, Notizen, anderes]). Erstausgaben (*Autoplagiarist*, *Red Earth*, *The Collected Fictions*, *The Enlightened* et cetera). Ein ramponierter Koffer (weißer Bakelitgriff; Aufkleber längst nicht mehr existenter Hotels [das Schloss mit einem Tafelmesser aufgebrochen: der Duft von Bleistiftspänen und Buchbinderleim, ein Stapel Fotografien {an den Rändern gewellt}, das von einem Gummiband zusammengehaltene Kindheitstagebuch seiner Schwester, prallvolle braune Umschläge {Abschriften, Zeitungsausschnitte, Entwürfe von Erzählungen voller roter Anmerkungen, offizielle Dokumente <Geburtsurkunde, Impfpässe, abgelaufene Reisepässe et cetera>}, eine Segeltuchmappe {Zeichenkohle, Graphit, Tuscheskizzen <Pferde, Fassaden, Porträts, Tischbesteck>}, ein arg mitgenommener Satz russischer Schachtelpuppen {die kleinste fehlt}, anderer Krimskrams [ein Füllfederhalter »Parker Vacumatic«, geerbte Medaillen aus dem Zweiten Weltkrieg, eine bernsteinfarbene Haarlocke, et cetera]]).

\*

Am Abend zuvor war mein Freund und Mentor durchaus noch am Leben. Die Tür ging einen Spalt weit auf, nur seine

Nase und ein Auge waren sichtbar. »Tut mir leid«, sagte er. »Tut mir leid.« Die blaue Tür fiel unmissverständlich ins Schloss. Der Riegel wurde mit einer Endgültigkeit vorgeschoben, die ich in dem Moment nicht begriff. Ich ging wieder und aß ohne ihn einen Schinkencheeseburger; angesichts der für ihn untypischen Unhöflichkeit war ich etwas verärgert.

Was hätte ich zu ihm sagen können? Hätte ich die Tür aufbrechen sollen? Ihm zwei Ohrfeigen verpassen und von ihm verlangen sollen, er möge mir erklären, was los war? Tage, Wochen später passten all diese Bruchstücke noch immer nicht zusammen. Was geschehen war, schien unwirklich, verwirrend. In manchen Nächten stieg ich auf Zehenspitzen aus dem Bett, darauf bedacht, Madison nicht zu wecken, die sonst sauer werden würde; dann saß ich auf dem Sofa, tief in Gedanken, bis der Himmel allmählich lila wurde. Selbstmord wie Mord schienen mir zwei Seiten derselben medialen Verlockung zu sein. Im Rückblick war dieses Gefühl heilsam für mich. Klischees beruhigen uns und erinnern uns daran, dass wir nicht allein sind, dass andere bereits dasselbe durchgemacht haben. Trotzdem konnte ich nicht verstehen, warum die Welt diesen einfachen Weg gewählt hatte: Sie hatten ihn einfach abgeschrieben und waren nach Hause gegangen, um Fernsehserien mit komplizierter Handlung anzuschauen. Vielleicht ist das typisch für unsere Zeit.

Dann, vier Wochen nach Crispins Tod, rief mich seine Schwester an (ihre Stimme so dünn und blass wie ein Stück Bindfaden) und bat mich, seine Hinterlassenschaft zu veräußern; ich betrat seine muffige Wohnung, als wäre sie eine Gruft.

Nach vier Monaten konnte ich nachts nicht mehr schlafen; dann saß ich da, lauschte Madisons Atem und dachte

aus irgendeinem Grund an die Eltern, die ich nie richtig kennengelernt hatte, und daran, wie sehr ich Crispin vermissen - ihn und seinen dämlichen Filzhut und seine dezidierten Meinungen.

Nach sechs Monaten fing ich an, Crispins Biografie zu schreiben; die langen Stunden in der Bibliothek, die Vorstellung, dass sein Leben mir mit meinem helfen könnte, hielten mich irgendwie bei Verstand.

Nach acht Monaten und einer Woche verließ mich Madison endgültig; ich hoffte, dass sie mich anrufen würde, aber das tat sie nicht.

Am 15. März 2002, genau neun Monate nach Crispins Tod, startete ich spätabends meinen Posteingang an und wartete auf eine E-Mail von Madison. Mit einem »Ping« kamen drei neue Nachrichten herein. Die erste stammte von Baako.Ainsworth@excite.com. Auszugsweise lautete sie: »Schärfen Sie Ihr Liebesschwert rimmelbert zuversässig. Hilfe, mit der Sie Erregungstriumphe feiern. Wie Sie beim Liebesspiel länger durchhalten und mehr empfinden.« Die zweite stammte von trancejfq22@shaza.wz.cz. Auszugsweise lautete sie: »ABSCHLUSSZEUGNIS NOCH HEUTE! Wenn Sie nach einem schnellen Weg suchen, um nach oben zu kommen,(nicht anerkannt) dann haben wir das Richtige für Sie.« Die dritte E-Mail wollte ich gerade löschen, da sah ich, wer sie geschickt hatte. Auszugsweise lautete die Nachricht: »Mein(e) sehr verehrte(r) Herr/Frau ... Unser Anwalt, Clupea Rubra, hat mir mitgeteilt, mein Papa, der damals als Informant für die Regierung arbeitete und das Familienvermögen verwaltete, habe ihn, Clupea Rubra, zu sich gerufen, durch seine Wohnung geführt und ihm drei schwarze Pappkartons gezeigt. Inzwitschen ist mein Papa unter müsteriösen Umständen gestorben, und Regierung ist hinter uns her, belästigt uns, überwacht uns und hat unsere Bankkonten eingefroren. Wir benötigen Ihre hildenhafte Hilfe, um das Vermächtnis

meines Vaters wiederaufzustöckeln und seine verabscheuenswerten Mörder zu zerkaugen. Weitere Informationen in Bälde.« Der Absender war [crispin1037@elsalvador.gob.sv](mailto:crispin1037@elsalvador.gob.sv). Ich klickte auf Antworten und schrieb: »Crispin?« Der Cursor blinzelte mir zu. Ich schickte die Mail ab und wartete.

Am nächsten Morgen kaufte ich mir ein Flugticket.

\*

*Der Junge besteigt das Flugzeug. Er ist kein kleiner Junge mehr, sondern ein jungenhafter Mann – jedenfalls würde er sich selbst so beschreiben. Er sitzt auf seinem Mittelsitz, das Notizbuch aufgeklappt, den Stift in der Hand, unterwegs nach Manila (fast hätte ich »nach Hause« geschrieben, denkt er mit einem Lächeln). Diese Reise ist ihm äußerst zuwider, sowohl der Flug als auch die Ankunft. In diesem Moment schreibt er: »das Niemandsland zwischen Außenposten der Menschheit.«*

*Während das Flugzeug rückwärtsrangierte, denkt er an das, was er zurücklässt. Denkt an seinen verlorenen Freund und Mentor, stellt sich vor, wie dieser an der Schreibmaschine sitzt, langsam vor sich hin arbeitet, Buchstabe an Buchstabe fügt, Wort an Wort, Satz an Satz, wie er Bruchstücke zusammensetzt wie Brotkrumen, die auf dem Pfad hinter ihm ausgestreut sind.*

*Der Junge wird zurückkehren, mit gebrochenem Herzen, einsam und entmutigt. Seine drei Brüder und zwei Schwestern leben alle im Ausland, weit weg von zu Hause – auf einem Hügel in San Francisco, unter dem weiten Himmel Vancouvers, inmitten des fröhlichen Lärms von New York City. Seine Eltern, an die er sich nicht erinnern kann, liegen in Gräbern, aber er kann sich nicht aufrufen, sie zu besuchen, denn er weiß, dass ihre Leichname dort nicht liegen. Die Großeltern, die ihn so gut, wie es ihnen eben möglich war, großgezogen haben, sind in Manila, aber er hat keinen Kontakt mehr zu ihnen, dafür ging es, als sie sich das letzte Mal verabschiedet haben, zu*

hitzig zu. Er kehrt nach Hause zurück, auch wenn er sich das nicht eingestehen darf. Er weiß nur zu gut, was leere Häuser sind und was für Streiche einem Erinnerungen spielen können, wenn sie unvertrauten Echos ausgesetzt sind.

Während der langen Stunden an Bord des Flugzeugs versucht er, nicht daran zu denken, wie seine Eltern gestorben sind, und folglich denkt er an nichts anderes. Wie besessen blättert er in den philippinischen Zeitungen. Er konzentriert sich auf seine Unterlagen – Notizen, Zeitungsausschnitte und Entwürfe. Er schraubt den Füllfederhalter auf, den er aus der Hinterlassenschaft seines Freundes an sich genommen hat. Versucht, den Prolog zu *Eight Lives Lived* zu schreiben, der Biografie, die er über seinen Mentor verfassen möchte. Er ist unruhig. Denkt nach. Beobachtet seine Mitreisenden. Fällt über jeden ein Urteil – ein Volkssport der Philippinos, um die eigenen und allen gemeinsamen Unsicherheiten zu rechtfertigen. Er liest weiter, sucht nach einem Bezugspunkt in einer Welt, in der er sich noch nie ganz zu Hause fühlte. Er schreibt weiter und versucht, sich über verschiedene Dinge klar zu werden. Er macht ein Sternchen.

\*

Salvador wurde von Leonora Fidelia Salvador in einem Privatzimmer des Krankenhauses *Mother of Perpetual Help* in Bacolod auf die Welt gebracht. Anwesend waren seine acht Jahre alte Schwester Magdalena (Spitzname Lena), sein sechs Jahre alter Bruder Narciso der Dritte (kurz Narcisito) und ihre Yaya Ursie (richtiger Name nicht überliefert). Ihr Vater, Narciso Lupas Salvador II., innerhalb der Familie und unter Freunden »Junior« genannt, befand sich an Bord der M/V *Don Esteban* der De La Rama Steamship Company auf dem Rückweg von Manila, wo er am Commonwealth Congress teilgenommen hatte.

Der jüngste Salvador wurde in die dritte Generation einer

Familie hineingeboren, die ihren Wohlstand einer Mischung aus Unternehmungsgeist, Zucker, Politik und beharrlichem Geiz verdankte. Die ersten vier Jahre, bis die Japaner das Land eroberten, sollten sich als prägend erweisen: Die familiären Wurzeln auf der Inselgruppe der Visayas hatten für Salvador während seines ganzen Lebens etwas Verheißungsvolles und Reines.

— Aus der im Entstehen begriffenen Biografie  
*Crispin Salvador: Eight Lives Lived* von Miguel Syjuco

\*

»... Augenzeugen berichten von zwei Explosionen, wobei die zweite dreißig Sekunden nach der ersten erfolgte, beide im zweiten Obergeschoss der McKinley Plaza Mall in Makati. Ein Sprecher der Lupas Land Corporation ließ verlauten, es habe keine Todesopfer gegeben. Bisher hat keine Gruppierung die Verantwortung für dieses ...«

— Aus *Philippine-Gazette.com.ph*, 19. November 2002

\*

INTERVIEWER:

In den späten 1960ern haben Sie geschrieben: »Wer auf den Philippinen zur Feder greift, muss unser kollektives Selbst erobern, ohne Furcht vor denjenigen, die dabei zusehen könnten.« Sind Sie noch immer dieser Meinung?

CS:

Früher habe ich geglaubt, Authentizität wäre nur möglich, wenn wir unsere eigenen Erfahrungsfragmente in unseren eigenen Worten beschreiben. Das bezog sich natürlich auf die vollständige intellektuelle und ästhetische Unabhängigkeit des »Ichs«. Irgendwann stellt man fest, dass eine solche intellektuelle Isolation zwar für den Stil



und für das Ego förderlich sein und einem Preise einbringen möge, aber Veränderungen stößt sie keine an. Verstehen Sie, ich habe geschuftet, aber um mich herum hat sich so wenig verbessert. Was haben wir da gesät? Ich verlor die Geduld mit den gesellschaftspolitischen Gegebenheiten, die von der Literatur zur Sprache gebracht und verändert werden konnten - was bis dato nur unzureichend der Fall war. Ich beschloss, aktiv um Engagement zu werben: Leser durch meine Werke anzuspornen, selbst etwas zu tun. Ich denke dabei an die Wirkung der Bücher von José Rizal vor einem Jahrhundert, als wir uns gegen die Spanier erhoben haben. Ich denke an die Gedichte von Eman Lacaba, der seine Feder gegen eine Waffe eingetauscht hat und in den Siebzigern mit den Kommunisten im Dschungel lebte und starb. »Eine Armee barfuß in der Wildnis«, wie er sie in seinem berühmten Gedicht nannte. Das Motto dieser Verse war großartig. Ho Chi Minh. »Ein Dichter muss auch lernen, einen Angriff zu führen.«

INTERVIEWER:

Gab es etwas, das in Ihnen den Wunsch weckte, diesen Angriff zu führen?

CS:

Stolz und die Angst vor dem Tod. Wirklich! Sie lächeln, aber ich meine das ernst.

INTERVIEWER:

Ihre erneute Hinwendung zu polemischen Texten wird oft kritisiert. Haben Sie ...

CS:

Angeblich sind das zwei Schritte zurück, aber das stimmt nicht. Wenn man weiter und immer weiter geht, schließt sich der Kreis manchmal. Dann wird die Aufgabe umso schwieriger, Fehlritte noch wahrscheinlicher - wenn auch letztlich das Ergebnis besser

wird. Möglicherweise. Damit macht man sich natürlich angreifbar, man sei ein weltfremder Idealist oder, schlimmer noch - oder vielleicht besser -, man halte sich für einen Heilsbringer. Wohlgemerkt, Anmaßung und Ambition sind zwei verschiedene Wörter für dieselbe Sache. Es ist die Sehnsucht des Künstlers - des wirklichen Künstlers - nach Kausalität, die die Kritiker aus dem Konzept bringt.

— Aus einem Interview in *The Paris Review* (1988)

\*

Noch drei Stunden bis zu meiner Ankunft. In Manila. Fast hätte ich »zu Hause« gesagt.

Diese Reise ist mir äußerst zuwider, sowohl der Flug als auch die Ankunft - im Niemandsland zwischen Außenposten der Menschheit. Können Sie sich noch an die Zeit erinnern, als Fliegen Spaß machte? Fliegerabzeichen zum Sammeln und lächelnde Stewardessen, die einem das riesige Cockpit zeigten? Jetzt nehmen sie uns die Wertgegenstände ab und treiben uns, ohne Schuhe und verängstigt, durch Sicherheitsschleusen; sie erschrecken uns mit Geschichten über Thrombosen; sie pferchen uns wie Tiere zusammen und lassen dann Keanu Reeves über Bildschirme flimmern, um uns einzulullen. Kaum sind wir eingeschlafen, wecken sie uns. Ich wette, dass niemand, der sich noch als Marxist versteht, jemals in einer derart vollen Maschine einen Langstreckenflug zweiter Klasse auf einem Mittelsitz mitgemacht hat.

Um mich herum in dieser Blechbüchse meine Mitreisenden: wir, die fügsamen, unwissenden Aufrührer; wir, die wir im Laufe der Geschichte so oft fortgegangen und zurückgekehrt sind, dass unsere Sprache einen Namen für uns hat - *balikbayan*. Wir tragen das Joch der Abwesenheit auf unseren Schultern; unser Handgepäck platzt fast vor Dingen, die

nicht in das Übergepäck gepasst haben, all die zahllosen Geschenke für unsere zahllosen Verwandten – der Beweis, dass unsere Zeit im Ausland nicht verschwendet war.

Das ist mein Volk. (Crispin hat sie einmal »die mit den gespreizten Zehen und dem weiten Herzen« genannt.) Neben mir ein untersetzter, stämmiger Mann in einer gebleichten Jeansjacke, dem die Augenmaske dauernd verrutscht und der den Kopf in den Nacken gelegt hat, um besser schnarchen zu können. Wahrscheinlich ein Bauarbeiter, einer aus der millionenstarken Diaspora, den die Überzeugungskraft der Träume dazu verleitet hat, nach Arbeit zu suchen. Auf der anderen Seite zwei alte Damen, die wie Schwestern aussehen; sie sind die ganze Zeit sehr unruhig und blättern zum sechzehnten Mal die Bordzeitschrift durch. Die aufblasbaren Kissen um ihre Nacken erinnern mich an das Joch, das Wasserbüffel tragen, wenn das keine allzu offensichtliche Metapher ist. Die eine hat sich einen Rosenkranz um die Hand geschlungen. Mit der anderen blättert sie zu den Fotografien vor. Ihre Schwester beschwert sich, sie solle nicht so schnell machen. Jenseits des Mittelgangs lehnt eine zierliche Philippina mit Plateauschuhen ihren blonden Kopf an die Schulter eines Amerikaners, der so groß ist wie Texas; seine Brille sitzt ihm tief auf der keilförmigen Nase, während er in einem Lichtkreis Dale Carnegie liest. Auf seinen Unterarm ist eine Schlange tätowiert, die sich um einen Dolch windet. Dahinter sitzt ein rüstiger älterer Europäer mit zerzaustem weißem Haar, die Trainingsjacke und hellen Hosen so zerknittert wie bei unerschrockenen Jesuiten oder Pädophilen auf Urlaubsreise. Neben ihm setzen zwei Haushaltshilfen ihren neunstündigen Dauertratsch fort. Mit nach oben geschobenen Augenmasken, um das Haar zu bändigen, hacken ihre Köpfe auf Leckerbissen aus der Gerüchteküche ein wie Tauben auf den Reis, der jeden Sonntag auf die Parkpromenaden

fällt, wenn die Dienstmädchen ihren freien Tag haben und zu Tausenden in die Großstädte der Welt ausschwärmen. Schon zweimal habe ich gehört, was Minda Linda angetan hat, und dreimal bin ich bereits zusammengezuckt angesichts der entsetzlichen Dinge, die Dottie zu Edilberto gesagt hat. Ich machte mir Notizen und musste lächeln, als die eine sich beschwerte: »Sie ist mir in den Rücken gefallen, und dabei hatte ich ihr nicht einmal den Rücken zugekehrt!« Das laute und zanksüchtige Gehabe dieser Frauen hat sich in all den Jahren im Dienst fremder Menschen herausgebildet, die sie fern von allen Dingen zugebracht haben, an die sie sich einst so fest geklammert haben.

Was Crispin mir bedeutete, habe ich selbst erst begriffen, nachdem er fort war. Mein eigener Lolo - Grapes - war mir gegenüber, wie es Großväter oft sind, stets zu distanziert gewesen, um meinen toten Vater zu ersetzen. Er war kaum mehr als eine gespenstische Silhouette, auf die ich durch die Glastür seines Arbeitszimmers hin und wieder einen Blick erhaschte, wenn er an seinem Schreibtisch Briefe schrieb oder Nachrichten aus seinem Fernschreiber las. Nur zu den Essenszeiten kam er an den Tisch und alberte mit mir herum. Auf mich wirkten die Späße immer etwas gezwungen, und ich lachte, weil ich mich nach Zuneigung sehnte. Ich sage mir immer wieder, dass ich niemandem Vorwürfe machen kann. Meine Großeltern hatten bereits eigene Kinder großgezogen. Manche behaupteten, dass ihnen selbst das misslungen war. Und plötzlich hatten sie sechs neue. Frischgebackene Waisenkinder aus Manila, auf einen Schlag nach Vancouver expediert, um den vorzeitigen Ruhestand meiner Großeltern zu stören - ein Exil, das sie gerade erst schätzen gelernt hatten.

Vielleicht erinnerten die philippinischen Laute in unserem Englisch oder die Tatsache, dass wir, jeder auf seine

Weise, unserem Vater ähnlich sahen, meine Großeltern allzu sehr an das Leben, das sie geführt hatten – bevor die Ausrufung des Kriegsrechts Grapes auf dem Höhepunkt seiner Karriere aus der Politik vertrieben hatte, bevor Granma keine Mahjong-Partys mehr besuchen konnte und auf ihr Bataillon von Dienstmädchen verzichten musste. Vielleicht waren sie deshalb zu einem dieser zahllosen Pärchen zittriger, schlitzäugiger Deppen geworden, die einem vor dem Müsliregal des Supermarktes immer im Weg sind. Ich war gerade erst fünf geworden, als wir sechs in Kanada eintrafen. Meine Großeltern versuchten ihr Bestes, gaben das kleine Haus auf, das sie sich eingerichtet hatten, zogen in einen hässlichen Zweckbau und stellten ein Kindermädchen ein, das sich um uns kümmern sollte. Grapes und Granma waren sehr darauf bedacht, Kanadier aus uns zu machen, uns auf den Schmelztiegel vorzubereiten, in den man uns geworfen hatte. Und sie verboten uns, Tagalog zu sprechen, weil wir sonst nie richtig Englisch lernen würden. Sie legten sogar ihre traditionellen Namen ab und ließen zu, dass mein kleiner Bruder »Gramps« und »Grand-Mom« verunstaltete. Aus dem Mann, der für uns auf den Philippinen »Lulu« war, wurde Grapes – »Weintrauben« (»sauer«, wie er gerne sagte); aus Lola wurde Granma – »Oma« (»wie das Schiff, das Castros Rebellen transportiert hat«). Je klarer uns wurde, dass es mit der Assimilation nicht so einfach funktionierte, umso enger rückten wir als Familie zusammen. Ich weiß noch gut, wie Granma und ich einmal nach der Schule in die Kirche St. Thomas gingen, um, wie sie das jeden Tag tat, eine Kerze für die Seelen der Verstorbenen, der Lebenden und der noch nicht Geborenen anzuzünden. Plötzlich stand ein Mann von einer Kirchenbank auf und brüllte: »Geht nach Hause, ihr Gooks!« Er muss betrunken oder verrückt gewesen sein, doch damals waren mir solche feinen Unterschiede noch nicht klar. Alles, was meine

Großmutter herausbrachte, war: »Wir sind keine Gooks, wir sind Philippinos.« Auf der Fahrt nach Hause beantwortete Granma meine Fragen mit Schweigen, als hätte ich etwas verkehrt gemacht.

Ich kann mich auch noch erinnern, wie wir Jahre später zu sechst mit unseren Großeltern vor dem Fernseher saßen. Das Abendessen auf dem Tisch war längst kalt geworden, während wir uns einen Bericht vom Edsa Boulevard ansahen, wo sich Menschen in gelben T-Shirts drängten, beteten und sangen, wo Nonnen einander unterhakten, um gepanzerte Militärfahrzeuge aufzuhalten, wo ein junges Mädchen eine Blume in den Gewehrlauf eines Soldaten steckte, der sich alle Mühe gab, nicht zu lächeln. Der Nachrichtensprecher des CBS sagte: »Was hier geschieht, kommt dem Sturm auf die Bastille näher als alles, was uns das 20. Jahrhundert sonst beschert hat. Aber wirklich erstaunlich ist, wie relativ gewaltfrei die Situation ist.« Eine kleine Frau mit Brille wurde gezeigt, die zu den Volksmassen sprach. »Das ist Cory Aquino«, erklärte uns Grapes. Der Sprecher fuhr fort: »Wir Amerikaner glauben gerne, dass wir den Philippinos beigebracht haben, was Demokratie ist. Heute Abend erteilen sie der ganzen Welt eine Lehrstunde.« Hubschrauber landeten, und Soldaten mischten sich unter die singenden Menschenmassen. Alle lächelten. Dann sagte Granma mit Tränen in den Augen: »Wir können nach Hause.«

Alt genug bin ich schon lange, aber erst jetzt verstehe ich sie allmählich. Um mich herum im Flugzeug höre ich, was sie meinte: den Illongo-Singsang aus einem Sitz am Mittelgang – der klebrig-süße Akzent erinnert mich an die Sprechweise meiner Großmutter. Von weiter hinten in der Nähe der Toiletten hallen die harten Ilokano-Konsonanten zu mir herüber, aus dem Bug höre ich Bikolano. Eine Stewardess unterhält sich auf Tagalog mit einem älteren Herrn im Al-

ter meines Großvaters. Sie erzählt ihm, wo sie schon überall war, und er nickt, als wäre er auch schon dort gewesen. Vielleicht kehren diese Leute nach Hause zurück, um etwas zu bewegen. Vielleicht kann ich so sein wie sie.

Meine Sitznachbarn schauen mich an, als wäre ich ein Ausländer. Ich spare mir meine Tagalog-Wörter für den richtigen Augenblick auf, um sie mit unseren Gemeinsamkeiten zu überraschen. Ihr starker Akzent und ihre Fehler erinnern mich an meine eigenen, wie damals an meinem ersten Tag an der Columbia, als ich in einem Kurs »Annalen der Geschichte« falsch betonte und am liebsten aus dem Seminarraum geflohen wäre, obwohl es anscheinend niemand bemerkt hatte. Ich belausche meine Landsleute, wenn sie mit den Stewardessen sprechen, ihr zögerliches Englisch, das nie ganz perfekt geworden ist, obwohl sie Jahre im Westen verbracht haben: Allzu oft wird ein F mit einem P verwechselt, werden Vokale gerundet, Zeiten durcheinandergebracht und Silben verschluckt. Leicht über die Lippen kommen ihnen nur die wohlgeübten westlichen Redensarten. Wie diese Sätze sind auch wir eine Ansammlung von Klischees, griffigen Mustern, die wie Uniformen über der nackten Individualität getragen werden. Wir sind wirklicher als jene philosophische Idee, laut der die Menschheit ein Milieu des Lichts ist: Wir sind das Milieu des Schweißes. Wir sind fleißig, wir sind billig, das sind zwei Seiten unseres großartigen nationalen Erscheinungsbilds. Dieses Erscheinungsbild ist die greifbare Form unserer gemeinschaftlichen Sehnsucht nach einem besseren Leben. Jemand tritt von hinten gegen meinen Sitz, um mich daran zu erinnern, dass ich mit diesen tiefschürfenden Gedanken aufhören soll.

Zu meiner Linken hat mein Sitznachbar im Kampf um die Armlehne längst kapituliert (ich bin dabei mit List und Tücke vorgegangen, die er nicht einmal kannte), und ich ge-

nieße den Freiraum meines Ellenbogens. Als ich der Stewardess sage, was ich gerne essen würde, spüre ich, wie mein Nachbar mich aus den Augenwinkeln beobachtet. Er entscheidet sich anders, wählt das Gegenteil. Als wir unser Essen bekommen, bereue ich sofort, dass ich Rindfleisch bestellt habe, und hätte lieber sein Huhn. Ich schmiere mir dick Desinfektionsgel auf die Hände. Mein Nachbar sieht mich an und lächelt. Ich reiche ihm das Fläschchen, und er reinigt sich ebenfalls die Hände. Dann lässt er das Fläschchen lässig in seiner Brusttasche verschwinden. Wir essen unsere rechteckigen Mahlzeiten mit an die Taille festgeschweißten Ellenbogen. Ich tue so, als sei ich tief in Gedanken versunken, und starre den schwarzen Fernseh Bildschirm vor mir an.

Auf meinem Terminplan steht: Besuch in Crispins Elternhaus.

Interview mit seiner Schwester und seiner Tante.

Herausfinden, was es mit folgenden Namen aus seinen Notizen auf sich hat: Changco. Reverend Martin. Bansamoro. Avellaneda. Dulcinea.

In den Trümmern der Brücken wühlen, die er hinter sich abgebrochen hat.

Die vielen Leben, die er gelebt hat, wieder zusammensetzen.

Ich weiß, dass meine Mitreisenden bei unserer Ankunft in Manila das geschickte Landemanöver des Piloten beklatschen werden. Ich weiß, dass sie aufspringen werden, noch während das Flugzeug zum Terminal rollt, um ihre Besitztümer aus den Gepäckfächern über den Sitzen zu holen. Ich weiß, dass eine Stimme aus der Lautsprecheranlage sie zu rechtweisen wird, und verärgerte Stewardessen werden ihre erhobenen Hände beiseiteschlagen und die Klappen wieder schließen. Immer das Gleiche. Toll, oder? Diese meine Mitreisenden haben Tausende Meilen mehr zurückgelegt als



die meisten Menschen auf der Welt, haben sich zur Begrüßung oder zum Abschied umarmt, haben gearbeitet und gespart, jeden Zahltag Geld geschickt, auf hauchdünnem Papier Briefe geschrieben, um Porto zu sparen, und darin ihrer Sippe mitgeteilt, dass sie bald endlich nach Hause kommen werden; wenn sie dann ankommen, werden sie von Kindern, die sie nicht erkennen, nicht erkannt, und ihre Ehemänner oder Ehefrauen küssen sie nur noch aus Pflichtbewusstsein. Wie in dem Aphorismus von Ovid, den ich von Crispin habe: Alles wandelt sich, nichts vergeht. Mich erwartet nichts und niemand. Und so ist es mir eigentlich auch lieber.

\*

*Er weiß nicht, was er will. Als die hübsche Stewardess mit dem Getränkewagen vorbeikommt, möchte er eigentlich ein Ginger-Ale, bestellt aber einen »dreifachen« Scotch. Auf internationalen Flügen sind die Getränke doch frei. Wie ein Kind freut er sich darüber, dass er den Bildschirm am Sitz vor sich ganz für sich alleine hat. Er zwingt sich, wach zu bleiben und sich den neuesten Film mit Keanu Reeves anzuschauen. Als der Abspann läuft, empfindet er die gleiche Verzweiflung wie wir alle, wenn wir zwei Stunden unseres Lebens sinnlos geopfert haben. Wieder und wieder pilgert er nach hinten und holt sich kostenlose Eiscremeriegel und kleine Tüten mit Knabbereien. Er schaltet vorsichtig die Leselampe an, wobei er befürchtet, das grelle Licht könnte seine Nachbarn wecken. Er liest die Bordzeitschrift. Die Fotografien in einem Artikel über Bali – eurasische Mädchen in leuchtfarbenen Bikinis, die sich auf dreieckigen Seidenkissen im weißen Sand räkeln – erregen ihn sichtlich; er rutscht unter seinem Sicherheitsgurt hin und her und hält das Magazin strategisch günstig; dabei kommt er sich vor, als sei er dreizehn, und nicht sechsundzwanzig. Er schaut sich um. Ein paar Reihen weiter hinten sitzt eine umwerfende junge Hongkong-Chinesin, der er eigentlich hatte hel-*

fen wollen, den Rucksack zu verstauen, als sie hintereinander im Flugzeug standen. Aber dann hatte er nicht den Mut dazu gehabt und im Gang hinter ihr gewartet, bis sie selbst damit fertig war. Dabei hatte er verstohlen ihren Hintern betrachtet und gesehen, wie ihr das Hemd hochrutschte und die verführerischen Wölbungen ihrer Taille enthüllt wurden. Jetzt reckt er den Hals nach ihr. Ob mich der Kabinendruck so spitz macht?, denkt er. Vielleicht liegt es daran, dass Langstreckenflüge so eintönig sind. Erotik macht das Leben bekanntermaßen abwechslungsreicher. Was, so denkt er bei sich, wenn sie dasselbe empfindet wie ich? Was, wenn er sie bei der Hand nehmen und mit ihr auf die Toilette gehen würde? Schlimmstenfalls sagt sie nein. Er blickt in ihre Richtung, kann sie aber nicht sehen. Immerhin entdeckt er ihren bloßen Fuß – sie hat das Bein untergeschlagen, und ein Fuß lugt unter der Armlehne hervor. So klein und zart! Madison hatte eher männliche Füße. Es ist so lange her, dass ich jemand anderen berührt habe. Wie Madison ihn hielt, wenn sie miteinander schliefen, schien ihm oft der Hauptgrund für den Liebesakt zu sein. Das war, als würde man die Hände langsam in warmem Wasser waschen – er brauchte das so sehr, und es reinigte ihn von der einen Sache, die er vor ihr geheim hielt.

Er reibt sich das Stoppelkinn, ein Schurke aus einem Stummfilm, der tief in Gedanken versunken ist. Seine Armbanduhr reflektiert einen Lichtschwarm, der über die Wände fliegt, über Sitzrücken und die Gesichter seiner schlummernden Mitreisenden. Er bedeckt sein Handgelenk, weil er befürchtet, seine Sitznachbarn könnten die Kroneninsignien sehen, und fragt sich, ob sie die Uhr für eine Mongkok-Imitation halten. Er betrachtete sie im Licht. Sein Großvater hat sie ihm zum einundzwanzigsten Geburtstag geschenkt. Das war Jahre, nachdem die ganze Familie auf die Philippinen zurückgekehrt war, Jahre, nachdem die Dinge aus dem Ruder gelaufen waren, Jahre, nachdem sich sein Großvater wieder der Politik und den Frauen zugewandt hatte. Edelstahl, perlmuttweißes Zifferblatt, Oyster Perpetual DateJust. Sein Großvater hatte genau die gleiche Uhr. Fast

*jedenfalls. Die Uhr des Jungen ist eine Fälschung, wenn auch eine hervorragende – echtes, seitlich abgeschrägtes Kristallglas, kein stumpfes Plexiglas, aber mit einem Rado-Uhrwerk. Sein Großvater hatte seinen Mut zusammengenommen und war einem Zahnstocher kauendenden Händler, der ihn, so hatte er erzählt, an eine fauchende Eidechse erinnerte, in eine Seitengasse der Tung Choi Street gefolgt und drei Stockwerke eine baufällige Treppe hinauf, um zweihundert US-Dollar für die echtste Imitation aller Zeiten hinzublättern. Später war auf die Rückseite eine Widmung an seinen Enkel graviert worden, und deshalb hielt der Junge sie in Ehren. Das, und die wohl-schmeckende Erinnerung an lange zurückliegende Abendessen mit seiner Familie, bei denen sie beide die Uhren abstreiften, austauschten, verglichen und bestaunten. Der Junge gibt seine schon so lange für echt aus, dass sogar er vergessen und selbst zugelassen hat, dass er, wie alle anderen auch, getäuscht wurde.*

\*

Er platzt wie eine Bombe herein, und der Perlmuttergriff seiner Midnight Special funkelt. »Ich bin es«, ruft er, »Antonio Astig. Greift nach den Sternen!« Aber das Zimmer ist bereits leer. Das Fenster ist offen, die Flügeltür schwingt höhnisch auf und zu. Er durchquert das Zimmer wie ein hungriger Tiger, der plötzlich zur Mittagessenszeit freigelassen wurde. Draußen auf dem España Boulevard sieht er den kahlen Kopf von Dominador auf und ab hüpfen. Er schwimmt über die überflutete Straße auf einen gestrandeten Pritschenwagen zu. Dominador kämpft verzweifelt gegen die reißende Strömung an, Trümmer treffen ihn bei fast jedem Schwimmzug. Antonio hört hinter sich Männer rufen, Schuhe klappern hastig die Treppe hinauf und den Korridor entlang. Die Polizei! Antonio springt aus dem Fenster und in die Fluten. Das Wasser schmeckt nach den Tränen all der jungfräulichen Opfer Dominadors. Als er wieder an die Oberfläche kommt, sieht er Dominador auf der Ladefläche des Lastwagens knien

und mit seinem drei Handbreit langen Springmesser die Seile einer Plane durchtrennen. Über Antonio drängen sich Polizisten am Fenster und zielen mit ihren Pistolen auf ihn. Er taucht unter und schwimmt wie ein Hai. Wie Torpedos zischen die Kugeln in dem trüben Wasser an ihm vorbei. Er taucht gerade noch rechtzeitig auf, um zu sehen, wie Dominador ein gelbrotes Jetboot von dem Lastwagen schiebt. Der Motor brüllt auf wie ein Grizzly; Dominador rast davon und schlängelt sich zwischen den gestrandeten Pkws und Jeepneys hindurch. Antonio entdeckt auf dem Lastwagen ein zweites Jetboot. Er schwimmt darauf zu. Kugeln umschwirren ihn. Klatzend schlagen sie im Wasser ein. Antonio zieht sich auf die Ladefläche des Lasters. Mit einer einzigen Bewegung schiebt er das Jetboot ins Wasser und startet es. Er rast über die Fluten, den frischen Wind im Gesicht. Durch beschlagene Schaufenster beobachten verängstigte Menschen den Tumult. Antonio rast an ihnen vorbei und schenkt ihnen sein gewinnendstes Lächeln.

— Aus: *Manila Noir* (Seite 53) von Crispin Salvador

\*

E-Mail von mir an Crispin: »Mensch Meier, Herr Wilson! Ich finde ja, Madison hätte mir die Hälfte des Geldes geben können, das sie ihrem Therapeuten gezahlt hat, damit er bei ihr eine Borderline-Störung diagnostiziert. Es macht mich wahnsinnig, dass heutzutage jeder eine klinische Rechtfertigung für sein absonderliches Verhalten hat. Bei meinem Lolo wurde kürzlich freudianischer Narzissmus diagnostiziert. Seine Sekretärin sollte das dann im Netz recherchieren. Anstatt betroffen zu sein, war er auch noch stolz darauf! ›Alle großen Führer sind Narzissten‹, erklärte er meiner Großmutter. Er kaufte sich kein Buch darüber, wie er diese Erkrankung überwinden konnte und um zu verstehen, wie er allen Menschen um sich herum damit wehtat, sondern er kaufte sich *Der siegreiche Narzisst* – ein Buch über die

glanzvollen Eigenschaften von Nero, Napoleon, Hitler, Saddam etc. Stell dir das mal vor: Grapes kaufte sogar ein Exemplar, um es Präsident Estregan zu Weihnachten zu schenken. LOL! Bin gespannt, was der dazu sagt. Versteh mich nicht falsch, ich bin nicht wütend auf meinen Großvater. Das würde sonst bedeuten, dass ich etwas für ihn empfinde. Er tut mir nur einfach leid. Ich komme übrigens zu unserer Verabredung zum Schinkencheeseburger zu spät. Du musst mir unbedingt alle gräulichen Einzelheiten über deine Reise in die Heimat und über die Rede im CCP erzählen. Ich sterbe vor Neugier.«

\*

»Mein Vater hieß passenderweise Narciso«, schrieb Salvador in *Autoplagiarist*. »Irgendwann vor ihm hatte dieser Name in unserer Familie die Tragik des Mythischen errungen, und es war von großer Ironie, dass ein Mann, der so ausgesprochen unnarzisstisch war, einen solchen Namen trug. Meinen Vater ließen dergleichen Überlegungen kalt – als wäre der Name für ihn maßgeschneidert und als stellte die Tatsache, dass er »Narciso« getauft worden war, die Parodie eines heiligen Sakraments dar, bei dem man nach seiner eigentlichen Wesensart benannt wird, nach der schlimmsten Eigenschaft, für die einen die Mitmenschen bis ans Ende der Tage im Gedächtnis behalten würden. Außerdem wird er noch »Junior« genannt, gemäß der unverfrorenen und für Philippinos seltsamerweise typischen Angewohnheit, Schimpfnamen zu vergeben. Es war eine sich selbst erfüllende Prophezeiung: So sehr er sich auch bemühte, er war auf ewig dazu verdammt, der winzige Narzisst zu sein.

— Aus der im Entstehen begriffenen Biografie  
*Crispin Salvador: Eight Lives Lived* von Miguel Syjuco

\*

»Von all meinen Enkeln bist du der Hübscheste«, sagte Grapes oft zu mir. Ich wusste nie, was ich darauf erwidern sollte, also lächelte ich, wie ein schüchternes Kind eben lächelt, das die Aufmerksamkeit genießt. Natürlich glaubte ich ihm nicht. Ich hatte Angst, ihm zu glauben.

»Du bist der Hübscheste, weil du mir am ähnlichsten siehst«, sagte er dann. Und: »Was willst du werden, wenn du groß bist?«

»Sergeant bei der Armee.«

Grapes lachte, außerordentlich belustigt. »Nicht der Präsident der Philippinen?«

»Wer eben höher steht.«

»Ich werde Präsident«, fuhr er fort, »und du kannst Sergeant der Armee sein.«

Er hob mich mit einem übertriebenen Ächzen hoch und brachte mich ins Bett. Dabei roch er nach Old Spice und Pfeifentabak, weitere dieser tröstlichen Klischees, wie mir jetzt bewusst ist. Aber er roch wirklich danach.

»Also gut, Sarge«, sagte er dann und deckte mich zu. Das wurde sein Spitzname für mich. Wir alle hatten von ihm erfundene Spitznamen, die jeden von uns zu seinem besonderen Enkel machten. Jesu war »Groovy«. Claire war »Reina«. Mario war »Smiley«. Charlotte war »Princessa«. Jerald war »The Plum«. Ich war Sarge. Vielleicht nicht so sehr »war«, als vielmehr »bin«. Ich weiß es nicht.

Ein Menschenalter später nannte Madison mich »Beauty«. Wenn wir im Bett lagen, betrachtete sie mich, berührte mein Gesicht mit den Fingerspitzen, als befürchtete sie, es zu zerbrechen, und sagte: »Du bist ein wunderschöner Mann.« Natürlich glaubte ich ihr. Ich hatte Angst, ihr nicht zu glauben.

Jede Nacht drückte sie unter der Decke ihren Fuß an meinen. Wir hätten uns gerne ganz aneinandergeschmiegt, aber